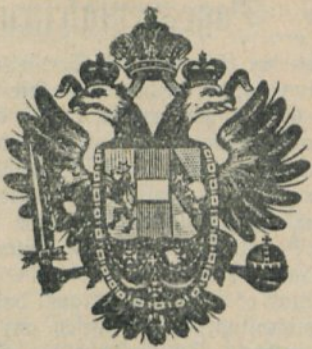


Laibacher Zeitung



Pränumerationspreis: Mit Postversendung: ganzjährig 30 K., halbjährig 15 K. Im Kontor: ganzjährig 22 K., halbjährig 11 K. Für die Zustellung ins Haus ganzjährig 2 K. — **Insertionsgebühr:** Für kleine Inserate bis zu vier Zeilen 50 h, größere pro Zeile 12 h; bei öfteren Wiederholungen pro Zeile 8 h.

Die „Laibacher Zeitung“ erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Die **Administration** befindet sich Miklosi-Strasse Nr. 16; die **Redaktion** Miklosi-Strasse Nr. 16. Sprechstunden der Redaktion von 8 bis 10 Uhr vormittags. Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen, Manuskripte nicht zurückgestellt.

Telephon-Nr. der Redaktion 52.

Amtlicher Teil.

Der Finanzminister hat die Steuerverwalter Ignaz **Alinc** und Franz **Umann** zu Steuer-Oberverwaltern für den Dienstbereich der Finanzdirektion in Laibach ernannt.

Der Finanzminister hat den Steuerverwalter Anton **Krizman** zum Steuer-Oberverwalter für den Dienstbereich der Finanzdirektion in Laibach ernannt.

Den 7. Jänner 1913 wurde in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei das LXXI. Stück der italienischen und das C. Stück der böhmischen, italienischen, kroatischen, polnischen, rumänischen, ruthenischen und slowenischen Ausgabe des Reichsgezeßblattes des Jahrganges 1912 ausgegeben und versendet.

Nach dem Amtsblatte zur „Wiener Zeitung“ vom 8. Jänner 1913 (Nr. 5) wurde die Weiterverbreitung folgender Preßzeugnisse verboten:

- Nr. 292 „Dito“ vom 28. Dezember 1912.
- Nr. 1 „Volkstribüne“ vom 1. Jänner 1913.
- Nr. 4 „Wahr“, Blätter für Wissen-Religiöse.
- Nr. 52 „Klabberabatsch“ vom 29. Dezember 1912.
- Folge 1 „Alldeutsches Tagblatt“ vom 1. Hartungs (Jänner) 2026 n. R. (1913).
- Nr. 98 „La Coda del Diavolo di Trieste“ vom 28. Dezember 1912.
- Nr. 96 „L' Istria socialista“ vom 28. Dezember 1912.
- Druckdrift: „Slovanské hnutí mezi židy. Tiskem a nákladem Cyrillo-Methodejské knihtiskárny (V. Kotrba) v Praze“.
- Nr. 9 „Plameny“ vom 2. Jänner 1913.
- Nr. 1 „Neruda“ vom 1. Jänner 1913.
- Nr. 361 „Neodvislý denník Samostatnost“ vom 30. Dezember 1912.
- Nr. 358 „Čech“ vom 30. Dezember 1912.
- Nr. 1 „Zár“ vom 2. Jänner 1913.
- Nr. 82 „Lounsky kraj“ vom 28. Dezember 1912.
- Nr. 52 „Podřipský kraj“ vom 28. Dezember 1912.
- Nr. 52 „Rakovnický kraj“ vom 28. Dezember 1912.
- Nr. 1 „Deutscher Bauernfreund“ vom 4. Jänner 1913.
- Nr. 1 „Pikantní svět“ vom 2. Jänner 1913.
- Nr. 1 „Vlastní silon“ vom 3. Jänner 1913.
- Nr. 2 „Den“ vom 2. Jänner 1913.
- Nr. 356, 358, 359 und 360 „Corriere della Sera“.
- Nr. 116 „Hrvatska Kruna“ vom 28. Dezember 1912.
- Nr. 103 „Narodni list“ vom 28. Dezember 1912.

Nichtamtlicher Teil.

Auszeichnungen anlässlich der Erneuerung des Dreibundes.

Die „Pol. Kor.“ schreibt: Seine Majestät der Kaiser hat anlässlich der Erneuerung der Dreibundverträge dem italienischen Botschafter Herzog v. Avarna

das Großkreuz des St. Stephansordens verliehen. Die Insignien der Dekoration sind, wie wir erfahren, dem Botschafter heute vom Ersten Sektionschef im Ministerium des Äußern, Freiherrn v. Machio überbracht worden.

Der Herzog von Avarna, der seit 1904 als diplomatischer Vertreter Italiens am Wiener Hofe tätig ist und in den letzten Jahren vom Kaiser durch die Verleihung des Großkreuzes des Leopold-Ordens ausgezeichnet wurde, genießt seit langem den Ruf eines vortrefflichen Staatsmannes von äußerster Korrektheit und größter Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Aufgaben. An allen beteiligten Stellen wird ihm die Anerkennung gespendet, daß er mit Hingebung und Erfolg an der Pflege des Dreibundes mitgewirkt und seinen Eifer unermüdlich dem Bestreben gewidmet hat, zur Kräftigung der innigen Freundschaft zwischen Italien und Österreich-Ungarn und zur Festigung der Volkstümmlichkeit dieses Verhältnisses beizutragen.

Unter den hohen deutschen Funktionären war aus Anlaß der Erneuerung der Dreibundverträge eine Auszeichnung seitens Seiner Majestät des Kaisers dem Staatssekretär Herrn v. Riederlen-Waechter zugebracht, der zu den an der Pflege des Bündnisses hervorragend mitwirkenden Staatsmännern gehörte und dessen unerwartetes Ableben auch in Wien beklagt wurde.

Dem Unterstaatssekretär im deutschen Auswärtigen Amte, Herrn von Zimmermann, ist der Orden der Eisernen Krone erster Klasse und dem Gesandten Herrn von Stumm das Großkreuz des Franz Joseph-Ordens verliehen worden.

Die Adrianopler Frage.

Aus Sofia erhält die „Pol. Kor.“ folgende Mitteilung: Die Forderung des Besitzes von Adrianopel bildet einen Punkt, in dem von Bulgarien die Zustimmung des Verzichtes mit unerschütterlicher Festigkeit abgelehnt werden muß, mögen sich die daraus ergebenden Konsequenzen wie immer gestalten. In erster Linie ist hierbei das unanfechtbar wohl begründete Verlangen in Betracht zu ziehen, daß das ethnische Prinzip, das für die gesamte Neuordnung am Balkan zur Richtschnur genommen wurde, hinsichtlich Adrianopels keinen Durchbruch erleiden darf. Das Festhalten an diesem Standpunkte ist nicht bloß ein Erfordernis der Gerechtigkeit, sondern auch ein Gebot der politischen Voraussicht im Interesse der Verhütung späterer Konflikte zwischen Bulgarien und der Türkei. Blicke die bulgarische Bevölkerung Adrianopels auch weiterhin unter ottomanischer Herrschaft, so würde man sicherlich in nicht ferner

Zeit abermals vor Schwierigkeiten stehen, wie sie bisher stets die Quelle von Mißhelligkeiten zwischen den beiden Staaten und von ernststen Friedensgefährdungen gebildet haben. Einen weiteren in ernste Erwägung zu ziehenden Umstand bildet es, daß Bulgarien, da die Stellung Salonikis in Schwere und die künftige Zugehörigkeit Monastirs gleichfalls noch unentschieden ist, falls ihm Adrianopel vorenthalten würde, der einzige der verbündeten Balkanstaaten wäre, dessen Gebietszuwachs keine größere Stadt in sich begreifen würde. Bulgarien hat aber im jetzigen Kriege die weitaus schwersten Opfer an Gut und Blut für die Befreiung der Christen gebracht und es hat überdies aus höheren politischen Rücksichten auf den Zug nach Konstantinopel verzichtet, obgleich ein großer Teil der politischen Kreise des Landes diese Krönung des Kriegsunternehmens verlangte und insbesondere die Armee fast mit Ungeduld dazu drängte. Es wird in Sofia erwartet, daß der Anspruch Bulgariens auf Adrianopel allgemein auch weiterhin die Befürwortung der Mächte erhalten werde. Insbesondere glaubt man darauf zählen zu dürfen, daß auf russischer Seite in Anbetracht der dargelegten Momente Bereitwilligkeit bestehe, in der jetzigen entscheidenden Phase der Friedensfrage für das Durchbringen dieses Anspruchs mit Wärme einzutreten.

Politische Übersicht.

Laibach, 8. Jänner.

Das „Fremdenblatt“ gibt der Hoffnung Ausdruck, es werde in bezug auf Adrianopel ein Modus im Wege eines Kompromisses gefunden werden, das bei aller Anerkennung des bulgarischen Standpunktes auch die Empfindlichkeiten der Türkei in Betracht zieht. Die Mächte werden es an der Unterstützung des Friedenswerkes nicht fehlen lassen. So sehr man auch in durchsichtiger agitatorischer Absicht Notizen über angebliche Unstimmigkeiten zwischen den Großmächten lancieren will, zeigt jeder Tag die Mächte einig in der Auffassung, daß ein baldiger Friedensschluß nötig ist, einig in dem Willen und in den Mitteln, diesen Friedensschluß auch herbeizuführen. Man darf nicht vergessen: es ist eine europäische Notwendigkeit, daß dem Kriegszustand auf der Balkanhalbinsel möglichst bald ein Ende gesetzt werde, damit nach Beendigung des Konfliktes zwischen der Türkei und den Balkanstaaten auch jene europäischen Interessenfragen rascher bereinigt werden können, welche mit der Lösung des Balkanproblems zusammenhängen. Insbesondere Österreich-Ungarn hat das lebhafteste Interesse an einem baldigen Erfolg der Friedensverhandlungen; denn es muß nicht nur die Schäden des Kriegszustandes

Fenilleton.

Das Löschblatt.

Novellette von Charles Foley.

(Schluß.)

Ich stammelte einige nichtsagende Entschuldigungen, aber mit einer gebieterischen Bewegung hieß sie mich schweigen und machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Vor einem kleinen, halberleuchteten Boudoir blieb sie stehen.

„Bitte, treten Sie in mein Zimmer. Es ist geheizt, und Sie werden hier hoffentlich Ihre Stimme nicht verlieren! Für jeden Fall finden Sie hier Tinte und Feder, alles, was Sie brauchen, um zu schreiben...“ was Sie vielleicht in Worten nicht ausdrücken können.“

Ein leises Schleppenschwanken und ich stand allein in dem kofetten, parfümgeschwängerten Boudoir. Ich schämte mich meiner blöden Unbeholfenheit und sah von dem Wunsch erfaßt, mich bei der schönen Frau zu rehabilitieren, ließ ich mich an dem kleinen Tische nieder und begann zu schreiben. Ein Fieber erfaßte mich, als ich an ihre abgrundtiefen Augen, an ihre schneeweißen Arme dachte, und plötzlich fand ich nicht genug Worte, um ihr meine Leidenschaft zu schildern.

Bald war die erste Seite mit heißen Beteuerungen

gefüllt, und ich mußte den Bogen wenden. Warten, bis die Tinte getrocknet war, hätte für mich eine Höllenqual bedeutet, ich nahm darum einen zierlichen Löcher und preßte ihn mehrmals auf die frische Schrift. Aber merklich, noch immer strahlten meine Zeilen in glänzendem Schwarz. Ich betrachtete neugierig den Löcher, und ich sah, daß seine Fläche schon mit so viel aufgesaugten Schriftzügen bedeckt war, daß er nichts mehr aufnehmen konnte.

Noch einmal versuchte ich, den Brief rasch zu trocknen, aber nun hatte ich es erst recht verkehrt gemacht. Die ganze Schrift war verwischt, nicht ein Wort war zu lesen. Noch einmal all das Liebesgestammel zu wiederholen, nein, das war unmöglich. Wütend zerriß ich den Brief, der Zauber der Stunde war verflogen...

Aber was nun beginnen? Aus Langeweile, vielleicht auch aus Neugier griff ich nach dem Löcher, und nachdem sich meine Augen an dieses Labyrinth von Schriftzügen gewöhnt hatten, konnte ich einzelne Worte unterscheiden.

„... bete dich an“, „... heute abends im Park“, „... ich liebe dich wahnsinnig...“, „... denkst du noch...“

Und unten, rechts und links, überall, verschnörkelte Unterschriften. „Pierre“ — „Gaston“ — „Maurice“ — „Albert“ — „Daniel“.

Eine tiefe Ernüchterung erfaßte mich plötzlich. Vergeltens ließ ich das Bild der schönen Frau Hawkins vor meinen Gedanken erstehen; ich sah nicht mehr ihre gertenschlanke Figur, ihre abgrundtiefen Augen, ich sah nur noch den Puder, der eine falsche Jugend vorpiegelte, die Falten, die sich um Mund und Nase gegraben hatten, und immer wieder mußte ich auf den Löcher blicken, und mir war es, als wäre das Gesicht der schönen Frau, auf das Pierre, Gaston, Maurice, Albert und Daniel ihre heißen Küsse gepreßt hatten, beschmutzt und befleckt wie das Löschblatt.

Aber wenn man zwanzig Jahre alt und gefeierter Tenor ist, fürchtet man sich nicht vor „Vampiren“ und liebt es nicht, Liebesgeschichten tragisch zu nehmen.

Für mich hieß es nur, einen guten Abgang finden, ohne die schöne Frau zu enttäuschen. Zum mindesten war es meine Pflicht, auch mein Autogramm ihrer Sammlung einzuberleiben. Ich ergriff also den Federhalter, und mit riesengroßen Zügen, die sich sicher auf dem Löcher nicht verwischen würden, malte ich auf einen Bogen:

„Berehrte gnädige Frau! Ich empfehle Ihnen, bald neues Löschpapier anzuschaffen. Es ist kein Platz mehr für neue Namen...“

in der Nachbarschaft am meisten fühlen, vielmehr werden auch nach dem Friedensschlusse jene Verhandlungen aufgenommen werden, durch welche die wichtigen Fragen gelöst werden müssen, die sich für Österreich-Ungarn aus der Neugestaltung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel ergaben.

Man schreibt aus Athen: Es erregt hier unangenehmes Befremden, daß sich ein Teil der Presse noch immer mit den Zuständen in Salonichi beschäftigt und diese in einer tendenziösen Weise darstellt. Demgegenüber wird betont, daß in Salonichi unter der gegenwärtigen griechischen Verwaltung durchaus ruhige und geordnete Zustände herrschen. Wenn dies vielleicht in der ersten Zeit nach der Besetzung der Stadt nicht der Fall gewesen ist, so erklärt sich das leicht als eine schwer zu vermeidende Begleitererscheinung des Krieges, zumal da die Hafenbevölkerung der Stadt an turbulenten Elementen reich ist. Es ist aber hervorzuheben, daß schon seit geraumer Zeit Ruhe und Ordnung völlig hergestellt sind und daß seitens der griechischen Verwaltung sorgsam alles vermieden wird, was eine Entfaltung der nationalen oder religiösen Gegensätze zur Folge haben könnte. Man verweist ferner auf den bekannten Brief des Oberrabbiners von Salonichi an den Prinzen Nikolaus, als Beweis dafür, daß die jüdische Bevölkerung keinen Grund zur Klage über die neue Verwaltung habe.

Der sozialdemokratische Parteitag für Preußen nahm bezüglich der Landtagswahlen folgende Beschlüsse an: In allen Wahlkreisen, in denen dies möglich ist, werden selbständige Wahlmänner aufgestellt. In den Wahlkreisen, in denen dies nicht möglich ist, wird für diejenigen bürgerlichen Wahlmänner gestimmt, die das Versprechen abgeben, daß sie nur solche Kandidaten wählen werden, die für die Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf den preußischen Landtag stimmen werden. Bei der Stichwahl verlangt die Sozialdemokratie, wenn sie den Ausschlag gibt, die Abtretung eines Mandates. Wird diese bewilligt, so stimmen die sozialdemokratischen Wahlmänner schon im ersten Wahlgange außer für den sozialdemokratischen Kandidaten für die Kandidaten der betreffenden bürgerlichen Parteien. Wird sie nicht bewilligt, so stimmen sie im ersten Wahlgange nur für ihre Kandidaten und enthalten sich bei der Stichwahl der Stimmen.

Aus London wird gemeldet: Hier sind Nachrichten eingetroffen, welche ausführen, daß die Mohammedaner in Damaskus sich infolge der Schicksalschläge, von denen die Türkei betroffen wurde, seit einiger Zeit im Zustande großer Erregung befinden. Die christliche Bevölkerung, die ungefähr 37.000 Personen, darunter 2000 Katholiken, zählt, ist daher von der Befürchtung erfüllt, daß es zu blutigen Ausschreitungen seitens der Muselmanen kommen könnte. Von amtlicher türkischer Seite wird jedoch erklärt, daß die Christen in Damaskus keine Ursache haben, sich solchen Besorgnissen hinzugeben, da die Wachsamkeit der Behörde volle Bürgschaft für ausreichenden Schutz gegen etwa geplante Gewalttaten biete. Die Regierung habe für die Erhaltung der Ruhe in jeder Beziehung Sorge getragen.

Ausgestoßen.

Roman von Jost Freiherrn von Steinach.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Freiherr hatte sich ganz nach der Richtung hingewandt, wo sein kleiner Sekretär stand, und betrachtete fast liebevoll das hübsche Kind, das unter seinen Werten errötete.

„Ich habe heute nichts für dich,“ entgegnete er weich, „ich bin übermüdet, wie ich seit langer Zeit nicht war. Du kannst also getrost andere Gesellschaft aufsuchen, lustigere, als es dein alter, griesgrämiger Onkel ist.“

Und bei diesen Worten machte er eine so eigentümliche Miene, daß das junge Mädchen noch tiefer als vorher errötete.

Sollte er vielleicht etwas davon erfahren haben, daß sie gestern abends im Park an einsamer Stelle seinen ältesten Sohn gesprochen, ihn, den Ausgestoßenen, Verfehmten, der die Stätte meiden mußte, an die er die ersten, heiligsten Rechte besaß? Das Recht der Erstgeburt, das ihm eine Fremde samt ihren Kindern geraubt hatte, geraubt wie die Liebe seines Vaters.

Mit etwas unsicheren Schritten ging sie auf ihren Oheim und Wohltäter zu und erfaßte seine schlaff herabhängende Hand, um sie zu küssen.

Doch schon hatte er sie zu sich emporgehoben und drückte einen innigen Kuß auf ihre Stirn.

„Geh jetzt,“ wiederholte er noch einmal, „mir ist heute sehr schwach und elend zumute.“

„Soll ich nicht zum Arzt schiden?“ rief sie erschrocken.

„Ich danke dir, liebe Melitta,“ erwiderte er mit schleppender Stimme, „aber ich glaube, mein Übel liegt tiefer, dort, bis wohin die Wissenschaft des Arztes nicht mehr reicht. Gute Nacht!“

Tagesneuigkeiten.

— (Von der Lebewelt der Serviette.) Dr. Sartory und Dr. Langlois, die beiden Ärzte, die seit einiger Zeit planmäßig Gebrauchsgegenstände auf das Vorkommen von Mikroorganismen untersuchen, sind jüngst bei der Serviette angelangt und sie haben hierbei wenig erbauliche Dinge gefunden. Frische Servietten enthalten gewöhnlich auf dem Quadratcentimeter zwei bis drei Keime. Die beiden Gelehrten haben nun die Servietten untersucht, die bei einem Akademikerdiner gebraucht worden waren, und es stellte sich heraus, daß jede Serviette 8 bis 15 mikroskopische Lebewesen auf dem Quadratcentimeter enthielt. In vielbesuchten Restaurants dagegen finden sich viel mehr, nämlich bis zu 50 solcher Lebewesen auf dem Quadratcentimeter, in allen Fällen sind so gefährliche Keime, wie der Staphylokokkus, der Aspergillus und der Pneumobacillus darunter.

— (Die Zahl 13 bei Richard Wagner.) Angstliche und abergläubische Gemüter betrachten das neue Jahr mit einer gewissen Besorgnis, weil die Zahl 1913 die gefährdete Dreizehn enthält. Die Dreizehn — so behauptet bekanntlich der Aberglaube — ist eine Unglückszahl. Ist sie dies aber auch wirklich? Sicher ist vielmehr, daß die Dreizehn in vielen Fällen eine Glückszahl oder sonst eine bedeutsame Zahl gewesen. Eine solche war sie z. B. im Leben Richard Wagners. Gleich das Geburtsdatum des großen Tondichters, der 22. Mai 1813, enthält nicht bloß die Zahl 13, sondern ergibt auch in der Quersumme 1 + 8 + 1 + 3 die Zahl 13. Dergleichen betragen die Buchstaben seines Namens und schließlich auch die von ihm geschaffenen Bühnenerwerke in der Summe 13. Als Weber starb, war Wagner 13 Jahre alt; eine Aufführung des „Freischütz“ unter Leitung seines Schöpfers, der Wagner am 13. Oktober 1824 bewohnte, bestimmte ihn, sich der Musik zu widmen. In Kiga begann er seine Kapellmeisterlaufbahn am dortigen Stadttheater am 13. September 1837. Der „Tannhäuser“ wurde am 13. April 1844 vollendet, erlebte zwar in Paris am 13. März 1861 einen Mißerfolg, kam aber dort am 13. Mai 1895 wieder zu Ehren. 13 Jahre war Wagner aus Sachsen verbannt. Das Festspielhaus in Bayreuth wurde am 13. August 1876 eröffnet. Hier beendete der Meister am 13. Juli 1882 die Partitur des „Parsifal“ und am 13. September desselben Jahres reiste er nach dem Süden, von wo er nicht wieder lebend zurückkehrte. Er starb in Venedig am 13. Februar 1883, dem 13. Jahre seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.

— (Interviewt, ohne es zu wissen.) Als die seltsamste Episode seines Lebens pflegte Puccini ein Erlebnis zu bezeichnen, das er in Mailand bei einer Aufführung seiner Oper „La Tosca“ hatte. Er wohnt ihr, wie er glaubte, unerkannt bei. Doch lassen wir ihn selbst erzählen: „La Tosca“ wurde mit frenetischem Beifall vom vollbesetzten Hause aufgenommen. Von Akt zu Akt wurde er stärker, schließlich fand er keine Grenzen. Nur ich saß ruhig da, ohne mich zu rühren. Das erregte offensichtlich das Mißfallen einer neben mir sitzenden Dame. „Warum spenden Sie dem Meisterstück keinen Beifall?“ war die Frage, die sie unter Stirnrunzeln an mich richtete. „Meisterstück! Ach! Herrje!“ — „Lieben Sie nicht die Musik?“ fragte sie in der höchsten Verwunderung. „Nein,“ sagte ich, „das zum mindesten ist das Werk eines Anfängers.“ — „Sie haben keine Ah-

nung von Kunst,“ schrie die Schöne erbittert, „oder Sie würden nicht einen derartigen Unsinn reden.“ — „Ich und Unsinn reden,“ erwiderte ich. Und dann machte ich mich daran, sie zu überzeugen, daß nach musikalischen Gesetzen „La Tosca“ das Werk eines Stümpers sei. Ich legte ihr klar, daß aus dieser Arie Verdi spräche, daß jener Chor von Bizet gestohlen sei. Kurz und gut, ich machte mein Werk nach allen Noten herunter. Sie ließ mich ruhig ausreden. Dann sagte sie: „Und das ist Ihre Meinung, Ihre wirkliche und wahrhaftige Meinung?“ — „Unbedingt,“ erwiderte ich. Alles, was sie entgegnete, war: „Gut.“ Ein verschmitztes Lächeln huschte dabei über ihre Züge. Am nächsten Morgen aber fand ich in den Zeitungen einen spaltenlangen Artikel mit der Überschrift „Puccini über „La Tosca““ und Wort für Wort las ich die verdammdende Kritik, die ich am Abend zuvor zu der unbekannten Schönen gefällt hatte. Der Herringsallene war ich, denn die junge Dame war eine Musikkritikerin und sie hatte mich nur allzu gut erkannt.

— (Orchideen als Tafelschmuck.) Während der Brauch, Blumen bei Tisch zu verwenden, die der geschmückten Tafel ein freundliches Aussehen verleihen, in immer weiteren Kreisen üblich wird, hat sich in den vornehmen Pariser Restaurants in letzter Zeit die Sitte eingebürgert, als Tafelschmuck ausschließlich Orchideen zu verwenden. Die kostbaren Blüten, unter denen sich Exemplare befinden, von denen das Stück mehrere Kronen kostet, werden täglich den Restaurateuren und Hoteliers von Blumenhändlern im Abonnement ins Haus gestellt. Es ist auch üblich geworden, sich bereits am Tage in dem Restaurant, wo man nach dem Theater speisen will, die Farbe der Orchideen, die sich gewöhnlich nach der Toilette der Dame zu richten hat, zu bestimmen. Die prachtvollen exotischen Blüten nehmen sich tatsächlich in den Kristallvasen sehr hübsch aus und verleihen namentlich einem kleinen intimen Souper einen besonderen ästhetischen Reiz. Vor Verlassen des Lokales pflegt gewöhnlich der glattrasierte Jean oder Baptiste, der die Herrschaften während des Abends bedient hat, Madame die auf dem Tisch stehenden Orchideen mit einer galanten Geste zu überreichen. Daß natürlich dieses gewiß lebenswürdige Souvenir in der Pauschalpost für Service in der Rechnung nicht übersehen wurde, dafür hat schon der praktische Sinn Jeans oder Baptistes in auskömmlicher Weise gesorgt.

— (Geheimnisvolle Giftmorde.) In ganz Amerika erregen die öffentlichen Erklärungen einer Anzahl von bedeutenden Ärzten und Kriminalisten Chicagos, die dahin gehen, daß unaufgeklärte Giftmorde im ganzen Lande überhandnehmen, enormes Aufsehen. Diese Herren, fast durchaus Fachmänner auf kriminalistischem Gebiet, unter ihnen Universitätsprofessor Dr. Haines, Dr. Ludwig Hektou, Richter Olsen und Coroner Hoffmann, stellen auf Grund langjähriger Erfahrungen die entseßliche Behauptung auf, daß Polizei und Ärzte neuerdings den modernen Giftmördern gegenüber machtlos seien, da die von diesen Mördern verübten Taten keinerlei nachweisbare Spuren hinterlassen. Das moderne kriminalistische Problem bestehe nicht mehr darin, die Mörder zu erwischen, sondern die begangenen Morde zu erforschen. Tatsächlich aber kommen auf je einen Giftmord in Amerika mindestens zehn, von denen man nie etwas erfährt. Die Herren behaupten nun und belegen ihre Behauptungen mit allerlei Beweisen, daß seit einigen Jahren das Gift der Kobra-Schlange ein direkter Handelsartikel

Melitta fühlte wohl, worauf er anspielte, sie wagte nicht mehr zu widersprechen, sondern ging still hinaus, nachdem sie noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem ominösen Altentisch geworfen hatte. An der Tür begegnete ihr Senius, der alte Diener des Barons, der eben im Begriffe stand, seinem Herrn eine Meldung zu machen. Schon wollte sie ihm bedeuten, für heute dem alten Manne Ruhe zu schenken, als dieser sein Taktotum bemerkte und ausrief:

„Na, Senius, was gibt's denn?“

„Ach, Herr Baron,“ erwiderte der Alte, „Herr von Goswin ist draußen und wollte Ihnen seine Aufwartung machen.“

Goswin war ein ehemaliger Regimentskamerad Ranzenbergs, der sich durch sein flottes Leben ruiniert hatte und, nachdem er sich lange Zeit in Amerika herumgetrieben, nun in der alten Heimat in sehr einfachen Verhältnissen lebte. Da er schon als Leutnant hatte seinen Abschied nehmen müssen, so war seine Pension naturgemäß sehr gering, und eine geordnete Tätigkeit hatte ihm noch nie zugefagt, so daß sich die Leute die Köpfe über den Ursprung der doch immer nicht geringen Mittel zerbrachen, die er zu seiner Lebenshaltung gebrauchte. Um so besser wußte dies der Freiherr, der aus angeborener Roblesse seinen alten Freund nicht in der Patsche sitzen ließ, sobald sich dieser an seine Großmut gewendet hatte. Ubrigens schätzte er ihn auch wegen seiner Lustigkeit und seines nie versiegenden Humors, der sich in allen Lagen des Lebens zurecht zu finden wußte.

Und so rief denn auch jetzt der Baron freudig erregt:

„Nur immer herein mit ihm, das ist gerade der richtige Mann, um mir die Grillen zu vertreiben.“

Als Melitta weiter schritt, begegnete sie bereits dem Ankömmling, einem mit etwas schäbiger Eleganz

gekleideten Mann von sechzig Jahren, der, den spärlichen und, wie es schien, auch gefärbten Schnurrbart hochgedreht, sie mit mehr als freundlichen Blicken beobachtete.

Mit einem lauten: „Guten Abend, mein Fräulein!“ schritt er an ihr vorüber und verschwand in dem Zimmer seines Freundes.

„Du kommst wie gerufen, Goswin!“ sagte der Freiherr mit matter Stimme. „Ich weiß gar nicht, wie mir heute zumute ist. Schon den ganzen Tag leide ich an Kopfschmerzen, und es zieht mich in allen Gliedern, als hätte ich Reizen. Und vorhin fauste es mir in den Ohren, daß ich hätte wahnsinnig werden können. Ich muß entschieden eine Krankheit in mir haben, meinst du nicht?“

Goswin, der sich bereits gesetzt hatte, war bei diesen Worten erschrocken emporgesprungen und starrte unruhig sein Gegenüber an.

„Na, du wirst doch nicht?“ sagte er etwas gepreßt.

„Allerdings, das sind böse Vorboten. Wäre es nicht besser, du ließeßt einen Arzt holen?“

„Ach, ich denke ja gar nicht daran, jetzt, wo ich den besten Arzt bei mir habe. Dein Humor wird mich schon wieder aufrichten. Erzähle nur die drolligsten Kalauer, die du in der Stadt ausgegabelt hast, und mir ist sogleich wohl.“

„Aber wäre es doch nicht ratfamer —“ wagte der Freund schüchtern einzuwenden.

Doch der Freiherr unterbrach ihn, indem er trübe lächelnd meinte:

„O, ich weiß schon, du hast Angst, ich könnte ganz plötzlich absegnen und dich so ohne weiteres in deiner Not zurücklassen.“

„Aber, ich bitte dich,“ protestierte der andere, obwohl man ihm ansah, daß etwas Wahres in den Vermutungen des Freiherrn steckte.

geworden sei, den sich jeder verbrecherisch veranlagte Mensch leicht beschaffen könne. Wenn man nun mit irgend einem Gegenstande, sei es mit einer Nadel oder mit einer Schreibfeder oder einem Glasplitter, der mit Kobragift imprägniert ist, einem Menschen einen winzigen, kaum wahrnehmbaren Rißer an der Haut zufügt, so stirbt der Verletzte wenige Minuten später unter schlaganfallähnlichen Erscheinungen, und es besteht keine Möglichkeit, das Gift im Körper nachzuweisen. Noch schlimmer sei aber die Tatsache, daß es in Newyork, in Chicago, in London und in Paris Stellen gebe, wo man die kleine tödliche Krankheiten in Phiole kaufen könne. Richter Olsen und Professor Haines haben direkte Beweise dafür, daß ein Handel mit solchen Bakterien und Mikroben betrieben wird. Auf diese Art können Streber, Erbschleicher, verbrecherische Gatten usw. auf die unauffälligste Weise jemanden aus dem Wege räumen, indem sie ihm etwa Typhuskeime, Diphtheriebazillen usw. eingeben. Die erwähnten Gelehrten verlangen nun, daß von der Regierung der Vereinigten Staaten raschstens in Washington ein Bureau etabliert werde, dessen spezielle Aufgabe die Verhinderung des Handels mit Kobragift und Bazillen sein soll.

Pflanzen-Kameradschaft.

Ja, gibt es denn das auch? Freilich, und nicht nur in dem Sinne, daß etwa zwei gleichartige Bäume im Walde nebeneinander stehen und das gleiche Schicksal an Wetter und Sonnenschein und nährhafter Bodenfeuchtigkeit erleben, sondern Kameradschaft in dem Sinne, daß zwei Gewächse, gar nicht gleicher Art, verbunden leben zu gegenseitigem Nutzen und gegenseitiger Hilfe. Eine Art dieses Verhältnisses ist es schon, wenn an der Wetterseite der Bäume, die immer die feuchtere ist, allerlei Moos angesiedelt ist, das mit Hilfe dieser Feuchtigkeit von zersetzter Rinde und angewelter Erde lebt und, solange es nicht allzudicht ist, für den Baum auch wieder eine Art von Wetterschutz darstellt. Aber nicht nur Moos ist da angesiedelt, sondern auch manche zierliche Flechten mit hübschen, gelblichen oder bräunlichen Fruchtschüsseln finden wir an der Baumrinde; namentlich am glatten Stamm der Buche sehen wir ferner oft gelbgrüne, förmlich leuchtende Überzüge. Die sind durch eine allerwinzigste Pflanze, die die Gestalt einer Kugel hat, gebildet; Millionen solcher grünlicher Kugeln können an einer einzigen Buche sein, denn jedes von ihnen hat nur etwa $\frac{1}{3}$ Millimeter im Durchmesser. Dabei hat jedes dieser winzigen Kugelpflänzlein eine wunderbare Rinde in sich: Kohlendioxyd, das immer der Luft beigemischt ist, nimmt es von außen auf, „atmet es ein“ und macht daraus mit Hilfe von Wasser Stärke, die es zum Leben braucht; die Stoffe an der Rinde sind seine anderen Lebensmittel. Sehr viel Feuchtigkeit braucht dies Pflänzchen zum Leben, das zur großen Familie der untereinander sehr verschiedenen Algen gehört; und so schön seine Nahrungsmittel aus ein wenig Staub und Luft beziehen kann es nur vermöge des grünen Farbstoffes, den es in sich hat.

Es gibt unter den Pflanzen auch solche, die diesen Farbstoff, das Chlorophyll, entbehren. Wenn wir im Walde die dunkle, größtenteils aus der Zersetzung alter Blätter hervorgegangene Erde, den Humus, ein paar Zentimeter tief aufwühlen, finden wir sie von dickeren bis zwirnsfeinen und noch dünneren, weißen und dunklen

Fäden durchzogen, die manchmal verästelt, oft durcheinander gewachsen sind. Manche von diesen Pflanzen, die durch dieses Fadengeflecht gebildet werden, gucken auch aus dem Boden heraus, und zwar — als schöngesärbter oder brauner Schwamm. Der ist aber nur der oberirdische Fruchtkörper; die eigentliche Pilzpflanze ist das im Boden — bei unseren häufigsten Waldbäumen meterweit — verbreitete Fadengeflecht. Dieses enthält kein Pflanzengrün, der Mangel daran ist für die Pilze charakteristisch, sie können darum auch nicht wie die geschickte Alge Kohlendioxyd beim Aufbau ihrer Körpersubstanz verwenden; und doch ist der Kohlenstoff unerlässlich für alle Lebewesen: Die Fadenpilze des Waldbodens entnehmen ihn den Verwesungsstoffen des Humus und, durch die Rot darin geübt, können sie dies vortrefflicher als die chlorophyllhaltigen Pflanzen.

Eine Gruppe von Fadenpilzen war indes von altersher so schlau, Kameradschaft mit kleinen Angulagen einzugehen, durch die sie sich den Kohlenstoff verschaffen. Diese Pilze sind es, welche die zierlichen Krustenflechten an Baumrinden, an Felsen, auf Moos und die hübschen hellgrauen Strauchflechten auf Waldboden bilden, z. B. das isländische Moos, dann die Bartflechten an Bäumen. Alle diese bestehen aus größeren Teile aus seinen Pilzfäden, die fest miteinander verwachsen, eine ziemlich dichte Außenfläche der Flechte bilden. Im Innern sind die Fäden lockerer, kreuz und quer durcheinander geflochten, und in diesem Fadengitter liegen kleine grüne Angulagen, gegen das Vertrocknen gut durch die Außenhaut geschützt. Doch ist letztere nicht so dicht, daß nicht Luft und Licht durch sie eindringen, und so fabrizieren die waderen Algen vermittlest ihres Blattgrüns aus dem eindringenden Kohlendioxyd Stärke und noch andere lebende Substanz aus der Lösung der Erdteile, die der Pilz mit Hilfe geringer Feuchtigkeit dem Gestein, der Erde, auch der Rinde, entnimmt. Einiges von diesen Substanzen nimmt sich der Pilz als Lohn für den Schutz, den die Algen innerhalb seines Fadengeflechtes genießen.

Pilze sind häufig in noch anderer, höchst merkwürdiger und wichtiger Kameradschaft zu finden. Bei vielen Bäumen, namentlich bei Eichen, Rotbuchen, lassen sich leicht außer den feinstädigsten Saugwurzeln letzte Wurzelverzweigungen finden, die, etwas dicker als diese, natürlich auch nur einen Durchmesser von wenigen Millimetern besitzen, dabei bräunlich und gedrungener sind. Bei ihnen ist das eigentliche Baumwurzeln wie ein Finger vom Handgelenke von einem aller dichtesten Geflechte unendlich feiner, nämlich nur etwa einen Millimeter im Durchmesser haltender Pilzfäden umschlossen. Die nährnde Bodenlösung kann nur dadurch ins Wurzellein, daß sie vorher die Pilzscheide durchwandert. Und es läßt sich vorstellen, daß der Baum dabei von der Fähigkeit des Pilzes, die Stoffe des Humus zu verdauen, Nutzen zieht, indem er die durch die Pilzscheide gewanderten, hier bereits teilweise verarbeiteten Stoffe aufnimmt, wie auch der Pilz die Kameradschaft wahrscheinlich nützt, um den Zellwänden der Wurzel Nährsubstanz zu entnehmen.

Diese „äußere“ Pilzwurzel ist aber nur die Vorstufe zur „inneren“ Pilzwurzel, bei der die Pilzfäden innerhalb der Saugwurzel leben, dabei selbstverständlich noch dünner als bei der äußeren Pilzwurzel sind. In diesem Falle ist die Kameradschaft gar sonderbar, ist etwa so wie das Verhältnis von uns Menschen zu unseren Haustieren, die längere Zeit unter unserem Schutze

und sehr erstaunt,“ fügte er geheimnisvoll hinzu, „ich sage dir, aufs höchste erstaunt.“

Goswin war über diese dunklen Andeutungen so in Erregung geraten, daß er am liebsten seinem Gegenüber, das ihn so auf die Folter spannte, das Dokument aus den knöchernen Händen gerissen hätte.

Von früh auf gewohnt, den Weltmann nie zu verleugnen, sagte er sich jedoch und sagte nur:

„Du wirst es schon recht machen, Runo, ich vertraue mich vollständig deinem Hochsinn und deiner unverbrüchlichen Freundschaft an.“

„Und du tust ganz recht daran,“ versetzte der Freiherr, indem er das Schubfach seines Schreibtisches öffnete und das Testament darin verschloß.

Noch eine Weile plauderten sie von allem Möglichen, wobei aber der Hauptanteil der Unterhaltung dem wihigen Goswin zufiel, doch plötzlich erklärte der Freiherr, daß er furchtbar übermüdet sei und daß er sich doch lieber zu Bett legen wolle. Besorgt schaute ihn der ehemalige Kamerad an; so erinnerte er sich noch nie den, wenn auch in der letzten Zeit von Sorgen und Kummer nissen gequälten, doch trotz alledem immer lebensfrohen Mann gesehen zu haben. Alle seine Besorgnis aber verschlechte der Alte als unbegründet, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Wunsche seines Freundes zu willfahren und für heute Abschied zu nehmen.

„Ich muß aber doch diesen Otto gelegentlich darauf vorbereiten, was ihm nach dem Tode seines Vaters bevorsteht,“ murmelte er beim Hinausschreiten. „Denn, wie ich ihn kenne, ist er eine sehr dankbare Natur, dankbarer als die anderen Söhne, von denen ich sicher nicht das Geringste zu erwarten habe. Am besten wäre es vielleicht sogar —“ Er wagte gar nicht, das Angeheuer bis zu Ende zu denken, sondern hüllte sich in seinen schon ziemlich abgetragenen Paletot und schritt in die sturmdurchtobte Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

leben dürfen, dabei gute Nahrung bekommen und — schließlich als Nahrung dienen. Der seine Fadenpilz lebt geschützt innerhalb der Wurzel, empfängt dabei von der grünen Pflanze die ihm notwendigen, Kohlenstoff enthaltenden Nahrungsmittel, die er sich selbst so gut bereiten kann; aus der nährenden Bodenlösung, die in die Wurzel eingesaugt wird, bereiten die grüne Pflanze und der Pilz ihre andere Körpersubstanz, der Pilz vermehrt dabei seine Fäden, wird reich an den für alle Lebewesen wichtigen Eiweißstoffen und — nun kommt das Merkwürdige: die höhere Pflanze bildet in ihrem Wurzelchen Stoffe aus, welche Teile des Pilzfadengeflechtes töten und deren Eiweißstoffe in die Körpersubstanz der Pflanze selbst aufnehmen, so daß also die grüne Pflanze den Pilzkameraden zum Teile förmlich „verzehrt!“ Daß sie dabei sehr oft (vermöge der Fähigkeit der Pilze, die sich zersetzenden Stoffe besonders gut zu verdauen) sich besser ernährt als ohne diesen inneren Pilz, läßt sich denken und zeigt sich z. B. besonders klar bei den Erlen, die ohne eine solche — hier meist knollige — Pilzwurzel viel weniger gut gedeihen als mit ihr.

Nun noch von einer anderen für Pflanzenzucht höchst wichtigen „Kameradschaft“. Sie kommt wieder an Wurzeln, und zwar bei jenen Pflanzen vor, die wir ihrem Blütenbau nach als „Schmetterlingsblütler“ bezeichnen, also z. B. bei allen Kleearten, bei Erbsen, Bohnen, bei Bäumen, wie Goldregen, Akazie u. a. An einer Saubohnenpflanze, an einer Erbsen sehen wir beim Ausgraben der Wurzeln eine Zahl recht kleiner, runder Körperchen, die sogenannten Wurzelknöllchen. Wieder ist es ein „Pilz“, der hier innerhalb der Wurzelteile einer „höher“ gearteten, einer grünen Pflanze lebt, doch diesmal kein Fadenpilz, sondern einer aus der großen Klasse der winzigen Spaltpilze oder Bakterien; von diesen etwa ein Zweihundertstel bis ein Einhundertstel Millimeter langen Wurzelbakterien können zahlreiche in einem Wurzelknöllchen leben. Der Zugehörigkeit zu den Pilzen entspricht ihre Fähigkeit, aus sich zersetzenden organischen Substanzen des Tier- oder Pflanzenreiches ihre Nahrung zu nehmen. Außerdem vermögen manche Bakterien ein ganz besonderes Kunststück: Alles Lebendige, Tier wie Pflanze, braucht Stickstoff zum Aufbau der wichtigen Eiweißsubstanzen. Grüne Pflanzen können ihn aus den mineralischen Stickstoffverbindungen des Bodens gewinnen; große Bedeutung dafür hat ferner die Düngung. Bei der Aufnahme des Stickstoffes aus verwesender organischer Substanz mögen häufig für die höhere Pflanze die Fadenpilze der Pilzwurzel eine Vermittlerrolle spielen. Dem Pflanzenreiche verdanken endlich die Tiere stickstoffhaltige Nahrungsmittel. Direkt aus der Luft, die ja außer Sauerstoff (und den Beimischungen wie Kohlendioxyd) zum größeren Teile aus freiem Stickstoff besteht, können weder die Tiere noch auch im allgemeinen die grünen Pflanzen ihren Bedarf an Stickstoff entnehmen. Sie verbrauchen bloß den Sauerstoff beim Einatmen und die grünen Pflanzen das Kohlendioxyd. Einige Bakterien aber sind durch die Fähigkeit ausgezeichnet, reinen Stickstoff aufzunehmen und mit anderen Stoffen zusammen zu eigener Körpersubstanz verarbeiten zu können. Besonders vermögen sie dies dann, wenn sie vor dem Sauerstoffe der Luft ganz oder bis zu einem gewissen Grade geschützt sind. — Innerhalb der Wurzel, die einen Teil vom Sauerstoff der eintretenden Luft durch die Atmung verbraucht (auch außerdem wird bereits außerhalb der Wurzel durch die Verwesung allenfalls vorhandener organischer Stoffe Sauerstoff der „Bodenluft“ verbraucht), besteht nun in der Tat der Fall, daß die darin lebenden Bakterien vor zu viel Sauerstoff geschützt sind. Es ist dies eine besondere Art von Bakterien, der *Bacillus radicicola*.

Die andere Seite der Kameradschaft besteht nun darin, daß die höhere Pflanze, also der Schmetterlingsblütler, infolge der reichlichen Anwesenheit der Bakterien in den Wurzelknöllchen, bedeutend mehr Stickstoff in ihre Körpersubstanz gewinnt als ohne sie. Die Hülsenfrüchte (Linse, Erbsen, Fesole) haben deshalb besonderen Nährwert; ähnliches gilt für den Wert des Klees. Mit der Stickstoffgewinnung durch die Wurzelknöllchen hängt es auch zusammen, daß Hülsenfrüchte den Boden stickstoffreicher machen, als er vor ihrer Anpflanzung war.

Damit wollen wir unsere heutige Plauderei über einige Fälle der Pflanzenkameradschaft schließen. Sie sind ein Beispiel der Genossenschaften von Lebewesen, die in den mannigfachsten Formen auch sonst bestehen und am Aufbau des Gesamtlebens mitwirken.

Erich Wibiral.

Total- und Provinzial-Nachrichten.

— (Erzherzog Franz Ferdinand in Miramar.) Die „Trierter Zeitung“ meldet: Wir sind in der Lage mitzuteilen, daß Herr Erzherzog Franz Ferdinand mit Familie demnächst in Miramar eintreffen und daselbst einen zweimonatlichen Aufenthalt nehmen wird. In den letzten Jahren pflegte der Herr Erzherzog einen Teil des Winters in Brioni zuzubringen und sein Entschluß, diesmal Miramar zum Aufenthaltsorte zu wählen, wird in Triest gewiß mit Freude begrüßt werden.

— (Von der Evidenzhaltung des Grundsteuerkatasters.) Der Evidenzhaltungsgeometer zweiter Klasse Anton de Toni in Laibach wurde zum Evidenzhaltungsgeometer erster Klasse ernannt.

— (Trauung.) Am 7. d. M. fand in Neumarkt die Trauung des Herrn k. und k. Oberleutnants Karl Herrmann mit Fräulein Mizi Mally, Tochter des Herrn Großindustriellen Karl B. Mally, statt.

„Nach doch keine Ziden, alter Junge,“ fiel ihm Ranzenberg wieder in die Rede, „das ist doch ganz menschlich, und ich denke gar nicht daran, dir dies auch nur im geringsten übel zu nehmen. Es ist doch klar, daß du für deine alten Tage versorgt sein möchtest. Nun denn, Goswin, sieh her —“ und dabei wies er auf das vor ihm liegende Altentstück, „was du hier siehst, ist nichts mehr und nichts weniger als mein Testament.“

„Dein Testament?“ fragte der andere aufs höchste interessiert.

„Ganz recht,“ wiederholte der Freiherr lächelnd, „mein Testament!“

„Aber du sagtest mir doch —“

„Ebenfalls richtig. Ich sagte dir, daß mein Testament auf dem Gerichte liege. Jawohl, da lag es bis jetzt; wie du weißt, war darin meine Frau als Universalerin aufgeführt, während ich meine drei Söhne auf Pflichten gesetzt hatte. Doch seit der letzten Geschichte mit Otto, wobei er sich so unverantwortlich benommen, drängte mich meine Gattin, ihn ganz zu enterben, wozu ich nach Lage der Dinge ja auch gesetzlich berechtigt war!“

Bei diesen Worten lächelte er fein und bemerkte:

„Was sagst du denn dazu?“

„Ich?“ meinte der andere fast erschrocken. „Du mußt doch am meisten wissen, was du zu tun hast. Ich bitte dich dringend, ich beschwöre dich, mein Freund, mich nicht in diese rein internen Familienangelegenheiten mit zu verwickeln.“

Dabei lugte er aber doch voll faun zu verhehlender Neugier nach dem so überaus wichtigen Dokument, das nicht nur das künftige Schicksal der Familie Ranzenberg, sondern vielleicht auch sein eigenes barg.

„Ich habe mir also das Testament zurückgeben lassen,“ fuhr der Freiherr fort, „um es entsprechend zu ändern. Ich hoffe, auch du wirst mit mir zufrieden sein.“

— (Aus der Diözese.) Herr Gotthard Rott, Pfarrer in Sagor, wurde zum geistlichen Räte ernannt.

— (Die Sprengarbeiten im Hauptkanale des Laibachflusses) schreiten ziemlich rasch vorwärts, aber die Strecke, die seit einem Monate im Hauptkanal zwischen der Eisenbahnbrücke und dem landschaftlichen Fußsteig aufgewühlt werden muß, ist so felsig und stahlhart, daß die Arbeiter ein doppeltes Quantum Dynamitstoff anwenden müssen, um den Boden zu säubern. Hinter dieser Sprengkolonne fährt bedächtig der eiserne Riesenbagger, der alles wegräumt, was die Patronen und Dynamitdozen zerstückeln. Aber vor fünf Tagen hatte dieser hainburgische Riese ein Unglück: Als er seine vier eisernen Zähne in die Felsmassen bohrte, um den Schöpfer zu füllen, brachen ihm beim Heben zwei ab und blieben im Gerölle stecken. Jetzt werden sie repariert. Bis zum Arbeitshause ist die Strecke vertieft. Am linken Ufer oberhalb der Petersbrücke wurden die Stützmauern unterpreizt. Bei der Franzensbrücke wird das Einschlagen der hölzernen Pfähle für die zu errichtenden Kaimauern nächst dem Kreijschen Hause fortgesetzt. Die Vorbereitungen für die Sammelkanäle erstrecken sich derzeit auf die Aushebungen des Bodens längs des rechten Ufers am Poljanadam und auf die damit in Verbindung stehenden Vorkehrungen. Die umfangreichen Arbeiten werden erst im nächsten Monate vor sich gehen können.

— (Das Auspülen der Kanalmündungen.) Seit der Fertigstellung des Wasserwehres am Krakauer Damm wurde der Hauptkanal infolge anhaltenden Regenwetters nur einmal ausgespült. Die Auslaufstellen der Hauskanäle weisen infolge Wassermangels ganze Krusten von Unrat auf und die stehenden Lachen im mittleren kleinen provisorischen Kanal rühren sich infolge Stauung nicht, um die schmutzigen Wassermengen weiter zu befördern. Es wäre vielleicht am Platze, bei dem gegenwärtigen trockenen Wetter zeitweise durch das Wehr am Krakauer Damm zur Nachtzeit soviel Wasser ablaufen zu lassen, daß das Flußbett entsprechend ausgewaschen und die Kanalmündungen der Hauskanäle ausgespült würden. x.

— (Eismangel.) In den Eisgruben und Eiskellern macht sich der Eismangel fühlbar. Sollte der Jänner nicht nachtragen, was der Dezember versäumt hat, so wird man sich um Eisvorräte nach Kronau und an den Ossiacher See wenden müssen. In Laibach besitzt die Brauerei „Union“ eine Eismaschine, aber deren Quantum dient zumeist für den eigenen Bedarf. x.

— (Der dritte Musealvortrag) findet morgen um 6 Uhr abends im Vortragssaale des Landesmuseums (Eingang von der Bleiweißstraße) statt. Herr Professor Dr. K. Cepuder aus Krainburg wird über das Thema „Entstehung der Grafschaft Görz“ sprechen.

— (Die Tanzunterhaltung des Vereines der staatlichen Amtsdieners und Unterbeamten für Krain,) die morgen in allen Restaurationsräumen des Hotels „Lloyd“ stattfindet, wird eine der amüsantesten dieses Faschings werden. Für Speisen und Getränke ist bei gewöhnlichen Preisen bestens vorgesorgt. Alle Freunde und Bekannten, die noch keine Einladung erhalten haben, sind auf diesem Wege höflichst zum Besuche des Kränzchens eingeladen. Besonders wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß der Zugang nur von der Petersstraße aus erfolgt.

— (Papierpreiserhöhung.) Laut einer Meldung des Verbandes der ungarischen Fabrikindustriellen haben 18 österreichische und ungarische Papierfabriken infolge einer bedeutenden Erhöhung der Erzeugungskosten die Vereinbarung getroffen, den Preis des sogenannten gewöhnlichen Patentpapieres zu erhöhen.

— (Der österreichische Wasserkräftatlast.) Das hydrographische Zentralbureau im k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten hat neben das vierte Heft des Wasserkräftatlasters herausgegeben. — Prospekte über dieses Heft können im Bureau der Handels- und Gewerbekammer in Laibach eingesehen werden und werden Interessenten auf Wunsch auch zugesendet, solange der Vorrat reicht.

— (Bildung eines freiwilligen Skiläuferkorps.) Unter Beteiligung von Delegierten sämtlicher österreichischen Wintersportvereinigungen fand vorgestern in den Räumen des Wiener Touringklubs eine Versammlung behufs Vorbereitung eines zu bildenden freiwilligen Skiläuferkorps statt. Es wurde beschlossen, eine Gruppe zu bilden, in welcher alle Sporttreibenden Aufnahme finden können, die sich im Skilauf erst ausbilden wollen, eine zweite Gruppe, in der nur solche Aufnahme finden können, die im Ernstfalle schon die Befähigung zu einer Mannschaftsdienstleistung haben, und schließlich eine Gruppe, aus der die eigentlichen Kolonnenführer entnommen werden können. Ein fünfgliedriges Komitee wird alle die Bildung dieser Organisation betreffenden Vorarbeiten besorgen und in nächster Zeit hierüber den Delegierten der Wintersportvereine und Verbände Bericht erstatten.

— (Krankenbewegung.) Im Kaiser Franz Josef-Spitale der Barmherzigen Brüder in Randia bei Rudolfswert verblieben Ende November v. J. 98 Kranke in der Behandlung. Im Dezember wurden 158 kranke Personen aufgenommen; 140 kranke Personen entfielen auf Ortsfremde. Die Summe der behandelten kranken Personen betrug somit 256. In Abgang wurden 147 Personen gebracht; gestorben sind 8 Personen. Mit Ende Dezember verblieben 101 Person in der Behandlung. Die Summe aller Verpflegstage betrug 3067, die durchschnittliche Verpflegsdauer für einen Kranken 12 Tage. — Im Kaiserin Elisabeth-Frauenpitale in Rudolfswert

verblieben Ende November 46 Kranke in der Behandlung. Im Dezember wurden 60 Personen aufgenommen; 53 kranke Personen entfielen auf Ortsfremde. Die Summe der behandelten kranken Personen betrug somit 106. In Abgang wurden 56 Personen gebracht; gestorben sind 3 Personen. Mit Ende Dezember verblieben 47 Personen in der Behandlung. Die Summe aller Verpflegstage betrug 1503, die durchschnittliche Verpflegsdauer für einen Kranken 14,17 Tage.

— (Jahresbericht über die Krankenbewegung.) Im Kaiser Franz Josef-Spitale der Barmherzigen Brüder in Randia bei Rudolfswert verblieben Ende 1911 90 Kranke in der Behandlung. Im Jahre 1912 wurden 2053 kranke Personen aufgenommen; 1878 kranke Personen entfielen auf Ortsfremde. Die Summe der behandelten kranken Personen betrug somit 2143. In Abgang wurden 1981 Personen gebracht; gestorben sind 61 Personen. Mit Ende Dezember 1912 verblieben 101 Personen in der Behandlung. Die Summe aller Verpflegstage betrug 38.375, die durchschnittliche Verpflegsdauer für einen Kranken 18 Tage. — Im Kaiserin Elisabeth-Frauenpitale in Rudolfswert verblieben Ende 1911 48 Kranke in der Behandlung. Im Jahre 1912 wurden 974 Personen aufgenommen; 897 kranke Personen entfielen auf Ortsfremde. Die Summe der behandelten kranken Personen betrug somit 1022. In Abgang wurden 932 Personen gebracht; gestorben sind 43 Personen. Mit Ende Dezember 1912 verblieben 47 Personen in der Behandlung. Die Summe aller Verpflegstage betrug 23.589, die durchschnittliche Verpflegsdauer für einen Kranken 23,08 Tage.

— (Diebstähle.) Am vergangenen Montag wurde einem Tischlergehilfen, der in Udmat in einem Gasthause übernachtete, im Schlafe eine silberne Unteremontuhr mit einfachem graviertem Deckel und weißem Zifferblatte samt einer starkgliedrigen silbernen Panzerkette, weiters ein Notizbuch mit einer Zwanzigfronennote entwendet. — Am 6. d. M. zwischen 6 und 7 Uhr früh während der Abwesenheit sämtlicher Hausleute wurde aus einem im ersten Stode gelegenen und versperrten Schlafzimmer des Pfarrhofes in Rietze, Bezirk Bischofsrad, aus zwei Schachteln ein Gelbbetrag von 34 K gestohlen. Fünf Kronen ließ der Dieb großmütig zurück. Der unbekannte Dieb war auf zwei Leitern, die er sich von der Nachbarschaft geholt und mit einem Stricke zusammengebunden hatte, zum Fenster des Schlafzimmers gelangt, wo er zwei Fensterscheiben eindrückte. Nach dem Diebstahle nahm er den gleichen Weg wieder ins Freie.

* (Dachbodenfener.) Gestern gegen ¼ 9 Uhr abends entstand auf dem Dachboden des Hauses Nr. 9 in der Kirchengasse ein Feuer. Durch Überheizung eines im Erdgeschoße befindlichen Ofens war die auf den Dachboden führende tonerne Röhre so erhitzt worden, daß die daneben liegenden Heuhaufen in Brand gerieten. Mit Hilfe eines Rauchfangkehrers und der Nachbarsleute gelang es, das Feuer zu löschen, bevor noch eine Abteilung des Feuerwehr- und Rettungsvereines an Ort und Stelle erschien.

* (Von einem Hunde angefallen.) Gestern abends wurde in der Schellenburggasse ein elfjähriger Knabe von einem Hunde in den Oberschenkel gebissen und bedeutend verletzt.

* (Verloren.) Eine silberne Damenuhr, ein Regenschirm, Damenhaare, ein auf den Namen Arjula Goljesek lautendes Dienstbotenbuch nebst einer Zehnkrönennote, eine Frauenschürze, zwei Geldtäschchen mit 7 K und mit 6 K, eine Zehnkrönennote und ein Saß Rotrübenjamen.

— (Austro-Americana, Trieste.) Nächste Abfahrten von Trieste: Dampfer „Sofia Hohenberg“ am 9. Jänner nach Patras, Almeria, Las Palmas, Rio de Janeiro, Santos, Montevideo und Buenos Aires. Dampfer „Alice“ am 11. Jänner nach Newyork. Dampfer „Kaiser Franz Josef I.“ am 16. Jänner nach Neapel, Barcelona, Almeria, Las Palmas, Rio de Janeiro und Buenos Aires. Dampfer „Martha Washington“ am 18. Jänner nach Newyork. Dampfer „Atlanta“ am 30. Jänner nach Patras, Almeria, Las Palmas, Rio de Janeiro, Santos, Montevideo und Buenos Aires.

Theater, Kunst und Literatur.

** (Kaiser Franz Joseph-Jubiläumstheater.) Zu den ungarischen Dichtern, die in der jüngsten Zeit den Bühnenmarkt mit dramatischen Erzeugnissen erfolgreich versorgten, gehört Ludwig Biro, dessen Komödie mit dem weithergeholten Titel „Der Raubritter“ gestern einer ebenso freundlichen wie beifälligen Aufnahme begegnete. Das Stück beruht auf der hübschen Idee, daß die Lüge wohl zeitweise Erfolge zu verzeichnen hat, aber schließlich doch der Macht der Wahrheit unterliegt. Als Beispiel hiefür wird ein junges braves Mädchen ins Treffen geführt, das siegreich den Kampf gegen die Verführungskünste der Lüge führt und den Lügner befehrt. Der erste Akt, reich mit satirischen politischen Anspielungen und Aphorismen ausgestattet, trägt einen ausgeprochenen Lustspielcharakter, während der zweite Akt mehr dem Empfindsamen in einer sehr hübsch aufgebauten Liebeszene huldigt. Der dritte Akt, in dem offenbar dem Dichter der Atem ausgegangen ist, schwächt durch ermüdende Längen und moralisierende Tiraden des Helden den günstigen Eindruck der Komödie und es wären hier ausgiebige Striche von großem Vorteile. Die Neuheit war unter der Spielleitung des Herrn Grune gut vorbereitet und verständig inszeniert. Allerdings er-

achten wir die Anwendung des bekannten magyarisch-deutschen Possendialektes in solchen aus dem Ungarischen übersehten Stücken nicht für angemessen. Übrigens hielten die Darsteller auch an ihm nicht fest und beflissen sich vernünftigerweise des Hochdeutschen. Die Hauptrolle des Lügenhelden gab wieder Herr Herbst Gelegenheit, seine Begabung und seinen Eifer in der lebensvollen Gestaltung und humorvollen Auffassung zu erheben. Ihm ebenbürtig stand Fräulein Schossig zur Seite, die das kluge und brave Mädchen mit natürlicher Liebesswürdigkeit und in der Befehrszene mit herzenswarmem Empfinden spielte. Trefflich charakterisierte mit packender komischer Selbstverfälschung Herr Jores einen dumm-pfiffigen Gutsbefitzer. Einen achtungswerten alten Liebhaber gab Herr Grune mit mannbarem Ernste. In die kleineren aber wichtigen Rollen teilten sich mit schönem Erfolge die Damen Neufeld und Ribrel sowie die Herren Adolar, Twerdy, Berko und Waller. Die beiden letzteren machten sich durch Übernahme der Rollen für plötzlich erkrankte Mitglieder verdient. — Das Theater war mäßig gut besucht.

— (Die Kinoindustrie) hat ein neues Amt geschaffen. Der Schriftsteller Heinrich Lautensack, Verfasser der auf vielen deutschen Bühnen gespielten Komödie „Hahnenkampf“, wurde von einer großen Filmgesellschaft als — Kinedramaturg verpflichtet.

— (Versicherte Autoren.) Ein dänischer Verleger, Gyldebrandt, hat die Neuerung eingeführt, das Leben der Autoren, denen er Vorschüsse gezahlt hat, zu versichern, um sich vor Verlusten zu schützen. Die Policengelder werden von den Honoraren in Abzug gebracht. Der Vorschuß kann die Höhe der Versicherungssumme erreichen. Ein bekannter Schriftsteller ist auf diese Weise mit 40.000 K versichert.

Telegramme

des k. k. Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus.

Die Hochzeit im Kaiserhause.

Sagbusch, 9. Jänner. Um 10 Uhr vormittags fand die Trauung der Erzherzogin Eleonore mit dem Linien-Schiffskapitän Alfons v. Klotz statt. Die Trauung nahm Konfistorialrat Prälat des Domkapitels von St. Stephan in Wien Monsignore Ceconi unter großer Assistenz vor. Der Feierlichkeit wohnte außer den Eltern der Braut Erzherzog Karl Stephan und Erzherzogin Maria Theresia auch der Erzherzog Leopold Salvator und dessen Gemahlin Erzherzogin Blanka und Tochter Erzherzogin Maria Dolores, die Schwester der Braut, Erzherzogin Mechthildis und deren Bräutigam Fürst Czartoryski, ferner Prinz und Prinzessin Radziwill sowie der engste Hofstaat bei. Um 11 Uhr vormittags vereinigte ein Diner dinatoire die Hochzeitsgäste. Um halb zwei Uhr nachmittags begab sich das neuvermählte Paar im Automobil nach Bielitz, um von dort über Wien die Fahrt nach dem Süden anzutreten.

Die ruthenische Universitätsfrage.

Wien, 9. Jänner. Heute fand sich der Obmann des ukrainischen Verbandes Dr. Konstantin Lewitschj beim Unterrichtsminister Dr. Ritter von Haffarek zu einer informativen Besprechung in der ruthenischen Universitätsfrage ein, bei welcher neuerlich die Geringfügigkeit der noch bestehenden Differenzen konstatiert und der Wunsch nach dem cheften Abschlusse der Konferenzen betont wurde. Die nächste Konferenz wurde für Ende der nächsten Woche in Aussicht genommen.

Die bosnischen Rückwanderer.

Triest, 9. Jänner. Der Dampfer „Carmen“, der mit 789 bosnischen Rückwanderern aus Salonichi hier eingetroffen ist, wird noch einige Tage hindurch unter ärztlicher Beobachtung bleiben. Die bosnischen Rückwanderer drückten ihre Dankbarkeit dafür aus, daß es ihnen ermöglicht wurde, die durch den Krieg verwüsteten Heimstätten zu verlassen und nach Bosnien zurückzufahren. Am 10. oder 11. d. M. wird der Lloyd-Dampfer „Leopolis“ mit weiteren 800 bosnischen Rückwanderern hier eintreffen.

Triest, 9. Jänner. Unter den im Seelazarett in San Bartolomeo untergebrachten bosnischen Rückwanderern ist heute ein Kind an schwarzen Blattern gestorben. Neue Blatternfälle haben sich bisher nicht ereignet. Außerdem sind ein 16jähriger Mann an Herzschlag und ein kleines Kind an Erschöpfung gestorben.

Erkrankung des Königs Peter.

Belgrad, 9. Jänner. Der König hütet wegen heftiger rheumatischer Schmerzen das Zimmer, weshalb auch der Gratulationsempfang anlässlich der Weihnachtsfeierstage unterblieben ist.

Die internationale Lage.

Belgrad, 9. Jänner. Der österreichisch-ungarische Vizekonsul von Taly reist heute abends nach Askiab ab; von dort begeben sich Taly und der österreichisch-ungarische Konsul Prochaska in einigen Tagen auf ihre Dienstreisen nach Mitrovica, bezw. Prizren.

Wien, 9. Jänner. Den Blättern zufolge sind die Konsuln Taly und Prochaska an ihre Amtsstellen in Mitrovica, bezw. Prizren, bereits abgegangen.

[illegible]